

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 24 (1941)
Heft: 5

Artikel: Gottfried Kellers Weltanschauung : Seine Stellung zu den Idealen von Gott und Unsterblichkeit, zu Religion und Kirche [Teil 1]
Autor: Akert, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-409156>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FREIDEKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 1. jeden Monats

Redaktion:

Transitfach 541 Bern

Aufklärung ist der Ausgang des Menschen
aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit.

Immanuel Kant.

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.—
(Mitglieder Fr. 5.—)Sämtliche Adressänderungen und Be-
stellungen sind zu richten an die Ge-
schäftsstelle d. F. V. S., Postfach 2141
Zürich-Hauptbahnhof. Postch. VIII. 26 074.

INHALT: Gottfried Kellers Weltanschauung. — Passion 1941. — Natur - Mensch - Geist. — Was der alte Freiherr von Kniegge. — Bibelprophetie und Gegenwartsgeschehen. — Jesus' Charakter. — Vermischtes. — Ortsgruppen. — Feuilleton: Die Erfindung.

Gottfried Kellers Weltanschauung.

Seine Stellung zu den Idealen von Gott und Unsterblichkeit, zu Religion und Kirche.

Von Ernst Akert.

Einleitung.

Gottfried Keller ist heute als der grösste schweizerische Dichter allgemein anerkannt.

Seine gesammelten, 10 Bände umfassenden Werke sind in vielen Hunderttausenden von Exemplaren im ganzen deutschen Sprachgebiet verbreitet. «Der grüne Heinrich» erschien schon vor 40 Jahren (1901) in der 22. Auflage.*

In vielen Hunderttausenden von Exemplaren sind auch einzelne seiner Werke, wie das Fähnlein der sieben Aufrechten, Romeo und Julia auf dem Dorfe, das verlorene Lachen, Don Correa, Pankraz der Schmoller und andere im Volke verbreitet und in Uebersetzungen in andern Sprachen erschienen.

Sein Lied «An das Vaterland», «O mein Heimatland, o mein Vaterland, wie so innig, feurig lieb ich dich» ist zum Gemeingut des ganzen Schweizervolkes, zur Nationalhymne geworden.

Viele seiner Gedichte, Perlen der deutschen Literatur, sind überall bekannt und geschätzt, viele, besonders die von Wilhelm Baumgartner und Friedrich Hegar vertonten, sind beliebte Stücke unserer Männerchorliteratur geworden. Es sei nur erinnert an das schöne Huttenlied «Hier unter diesem Rasengrün, wo wir in Jugend steh'n» usw., an das Schweizerdegenlied «Heisst ein Haus zum Schweizerdegen, lustig muss die Herberg sein», an sein inniges Schifferliedchen «Schon hat die Nacht den Silberschrein des Himmels aufgetan», und andere mehr.

Aus dem herrlichen Abendlied sind der Eingang und der Schluss «Augen meine lieben Fensterlein» und «Trinkt o Augen, was die Wimper hält, von dem goldenen Ueberfluss der Welt» geflügelte Worte geworden.

Die Professoren Bächtold und Ermatinger haben Gottfried Kellers Leben, Wesen und Werk in eingehendster Weise dargestellt.

Eine monumentale Ausgabe der Werke, Tagebücher und Briefe Kellers, sowie seines Nachlasses, wird gegenwärtig von Dr. Jonas Fränkel besorgt, die ca. 30 Bände umfassen soll.

Eine grosse Zahl Schriftsteller hat Kellers Leben oder besondere Seiten seines Wesens, seiner Wirksamkeit oder seiner Schriften in grösster und kleinster Arbeiten behandelt.

Verlag Wilhelm Hertz, Berlin.

Trotz dem allem, trotz der Anerkennung die er gefunden, trotz der starken Verbreitung seiner Werke ist Gottfried Keller noch nicht so ins Bewusstsein des Volkes eingedrungen, wie er es verdiente. Jeder Schweizer sollte seinen Gottfried Keller nicht nur im Bücherregal, sondern auch im Kopf und Herzen haben. Insbesondere seine Weltanschauung ist lange nicht so bekannt, wie seine übrigen, in dichterische Form gebrachten Anschauungen, seine Ueberzeugung vom Sein und Zweck des Lebens als eines Diesseitslebens ohne Gott und Unsterblichkeitsglauben.

Das aber ist das Schönste, Grösste und Tiefste in Kellers Wesen und Werk, seine Welt- und Lebensanschauung, die er so schön in seinem Jugendroman «Der grüne Heinrich» schildert in ihrer ganzen Entwicklung von der Hand der frommen und gottesfürchtigen Mutter bis zum Mannesalter, wo er zu Füssen des grossen Philosophen Ludwig Feuerbach zum Materialisten und Atheisten wird.

Diese Seite seines Strebens und Dichtens ist sogar vielfach unrichtig, verdreht und verfälscht dargestellt worden, so dass eine Richtigstellung, eine Aufklärung seines Verhältnisses zu den Ideen von Gott und Unsterblichkeitsglaube, zu Religion und Kirche dringend notwendig erscheint. Dieses Verhältnis ist nach einem Worte Goethes «das eigentliche, einzige und tiefere Thema der Welt- und Menschlichkeitsgeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, der Konflikt des Unglaubens mit dem Glauben.»*

In diesem Konflikt, dem Kampf des Individuums um die endgültige, befriedigende Einstellung zu Welt und Nebenmensch, in diesem Kampfe um die Verbreitung der Weltanschauungen, um die Anhängerschaft der Ideologien werden die Grossen des Geistes gerne als Beweis und als Beispiel herangezogen und ins Feld geführt, und zwar sehr oft zu unrecht.

Es ist eine beliebte Methode, die Grossen der Dichtkunst von der Kanzel herab zu zitieren. Besonders die Reformtheologie liebte es stets, durch Dichterzitate die Lücken ihres

* J. W. v. Goethe, Noten und Abhandlungen zum west-östlichen Divan.

Glaubens auszufüllen; aber auch die rechtgläubige Kirche beansprucht die freiesten Geister für ihre Zwecke.

Dass Lessing, Goethe und Schiller Freigeister waren, ist eine bekannte Tatsache. Die «christliche Wehrkraft»*, eine Broschürenfolge zur Veredlung der Wahrheit, bringt es fertig, diese Dichter als «christliche» Dichter abzustempeln und auszugeben, indem sie in 70 bis 80 Jahre alten, immer wieder aufgewärmten Aufsätzen behauptet, «das, was sie (diese Dichter Lessing, Goethe und Schiller) unbewusst, aus dunklem, aber göttlichem Triebe taten, das sei das Fruchtbarste, das Dauerndste, das Ewige und Göttliche ihres Wirkens gewesen, denn die wahre Kunst gehe aus dem Leben des lebendigen Gottes der Offenbarung hervor»(!).

Dass beispielsweise Goethe von sich gesagt hat, er sei «decidierter Nichtchrist», dass er einen Prometheus gedichtet und einen Faust, das focht den Verfasser und Verbreiter dieser Aufsätze nicht an. Ja Goethes Faust wird sogar als eine christliche Dichtung darzustellen versucht in dem Buche eines Dr. Schlettstösser in Berlin.

Dass auch Gottfried Keller trotz allen gegenteiligen Zeugnissen in seinen Werken und Briefen immer wieder mit einem frommen Mäntelchen bekleidet werden soll, darf umso weniger wundernehmen, als er zu den Grossen im Reiche des Geistes gehört. Das beweisen uns die Zeugnisse grosser Gelehrter, der Schriftsteller und Literaturhistoriker Hermann Hettner, J. V. Widmann, Adolf Frey, W. Scherrer, Ermatinger, Köster, Walzel, Richard Meyer und anderer.

Hermann Hettner schrieb an Keller am 12. April 1856: «Sie haben ein klassisches Werk geschaffen! Namentlich Ihre Frau Regula und Ihre Novelle «Romeo und Julia» werden leben, so lange die deutsche Zunge lebt. Glückauf, Glückauf! Berthold Auerbach teilt mit mir das Entzücken über Ihre Dichtung.»

Jos. Viktor Widmann bezeichnete Kellers Altersroman Martin Salander als das Wertvollste, was das Schweizervolk seit Schillers Tell in nationaler und erzieherischer Hinsicht besitze, und Adolf Frey nannte Gottfried Keller den grössten deutschen Erzähler und Humoristen, der die Fülle scharfer Beobachtung und unerschöpflicher Phantasie, tiefe Empfindung mit lachendem Humor verband.

Wilhelm Scherrer äusserte sich beim Erscheinen der erfindungsreichen «Zürcher Novellen»: «Wie ist es nur möglich, dass einem Menschen das alles einfällt!» Ermatinger nennt die «Sieben Legenden» eines der grössten Wunderwerke der deutschen Literatur, Köster das «Sinngedicht» den kunstvoll-

* «Christentum und Klassiker», gesammelte Aufsätze von Karl Daub, Wolfgang Menzel & Vilmar aus den Jahren 1862—69, Verlag Paul Müller, München 1929.

sten Novellenzyklus der Weltliteratur. Für Walzel bedeutet der «Grüne Heinrich» eine entscheidende Wendung in der Geschichte des deutschen Romans, ja der deutschen Literatur, und Richard Meyer erblickt in Keller den grössten Schöpfergeist, den Deutschland (d. h. das deutsche Sprachgebiet) seit Goethe besaß.*

Betrachten wir also Gottfried Kellers Entwicklungsgang auf Grund der Lebensbeschreibungen Bächtolds und Ermatingers, auf Grund seiner Werke, insbesondere des Romans «Der grüne Heinrich», der Novelle «Das verlorene Lachen» und anderer Schriften und auf Grund seiner Briefe, deren 577 von Ermatinger veröffentlicht wurden.

Gottfried Kellers Weltanschauung ist natürlich nicht als etwas Fertiges mit ihm auf die Welt gekommen. Wie bei jedem andern Menschen, hat sich seine Weltanschauung nach und nach bilden müssen und erst in seiner Heidelberger- und Berlinerzeit unter dem Einfluss Feuerbachs und seiner eigenen Erfahrungen ist die endgültige Form seiner Weltanschauung entstanden, eine gefestigte und abgeschlossene Ueberzeugung von dem Sinn und Zweck des Lebens als eines Diesseitslebens ohne Gott und ohne Fortsetzung in einem sogenannten Jenseits geworden. Und dieses Weltbild hat sich bei Gottfried Keller bis an sein Ende erhalten. Es hat keine Veränderung mehr erfahren, ist lediglich in der Folge noch verstärkt worden.

Aber es ist überaus interessant, wie sich Kellers Weltanschauung gebildet hat, wie er im Kampfe mit dem Leben zu einem Atheisten und Materialisten geworden ist.

Die Jugendzeit.

Gottfried Keller lebte vom 18. Juli 1819 bis 15. Juli 1890, wurde also ziemlich genau 71 Jahre alt.

Sein Vater, ein glühender Patriot, von Beruf Drechslermeister, siedelte sich 1817 nach seiner Verheiratung mit Elisabeth Scheuchzer von Glattfelden, wo er heimatberechtigt war, in Zürich an. Zuerst im Haus zum Goldenen Winkel, zuoberst links am Neumarkt, dann kurz nachher bewohnte er das Haus «Zum Greifen» am Rindermarkt bis er zu Ostern 1821 das inzwischen gekaufte benachbarte Haus «Zur Sichel», ebenfalls am Rindermarkt, bezog. Aber schon am 12. August 1824 starb der Vater Rudolf Keller erst 33jährig an der Lungenschwindsucht, als Gottfried Keller erst 5 Jahre alt war.

Von den 6 Kindern der Ehe des Vaters Keller blieben nur das zweitälteste, unser Gottfried, und die 2 Jahre jüngere

* H. Maync, Gottfried Keller, 1819—1919. Festvortrag bei der am 19. Juli 1919 von der Universität Bern veranstalteten Keller-Jubiläumsfeier.

ging meine Erfahrung verhausieren, dorthin wo ich annehmen durfte, dass man ihr Verständnis entgegenbrächte.

Erst bei einer pazifistischen Organisation. Man schmiss mich hinaus. Ich wäre verrückt.

Und dabei war ich immer der Ansicht gewesen, Frieden sei eine Sache der Gesinnung. Diese Gesinnung hatte ich mit meiner Palme verkörpern wollen. Aber man klärte mich auf. Frieden sei gegenwärtig eine Angelegenheit der Kriegsminister, in die sich unserein nicht zu mischen hätte.

Worauf ich es bei der Kirche versuchte. Mit demselben Ergebnis: Schiffbruch. Um den Frieden müsse man beten. Mit Palmen, das heisst, mit Gesinnung allein lasse er sich nicht herzaubern.

Ich ging mit meiner Erfahrung zu Tausenden von Krüppeln, Witwen, Waisen, Obdachlosen; man lehnte sie höflich ab: wir glauben an keine Friedenspalmen mehr!

Und schliesslich betrat ich ein grosses, unendlich grosses Gebäude. Man schickte mich von einem Amt ins andere. Im fünfhundertsten fand ich Gehör und Verständnis.

Dieses wurde mir von einem älteren, netten, sehr leutseligen Herrn entgegengebracht. «Zeigen Sie die Erfahrung einmal her!» sagte er.

Ich reichte ihm meine Friedenspalme.

Er betrachtete sie von allen Seiten, gründlich, aber wohlwollend. «Ausgezeichnet geratenes Exemplar», anerkannte er schliesslich. «Aber so ohne weiteres kann ich Ihnen die Erfahrung nicht abkaufen. Wir müssen erst damit experimentieren. Wir müssen sie

Feuilleton.

Die Erfindung.

Von Jakob Stebler.

Was Unsinniges nicht alles erfunden wird!

Sagen diejenigen Instanzen wenigstens, die sich mit der Erfindung herumzuschlagen und ihre Verwendbarkeit auf Herz und Nieren und Rentabilität zu prüfen haben.

Der Erfinder selbst ist anderer Meinung. Jeder Erfinder weiss, dass die Welt auf das Ergebnis seiner Bemühungen gewartet hat. Auch ich.

Ich habe auch etwas erfunden. Eine weltumstürzende Sache im wahrsten Sinne des Wortes. Keine Kaffeetasse mit dem Henkel auf der linken Seite. Keine Zündholzschachtel mit automatischem Windschutz. Keine wanzenfreie Gaststätte. Nein, ganz etwas anderes.

Eine garantiert echte Friedenspalme. Unverwüstlich, immergrün. Die auf dem steinigsten und klimatisch ungünstigsten Boden gedeiht. Die Friedenspalme sozusagen, die der Welt seit langem gefehlt.

Eigentlich war es keine Erfindung, denn Friedenspalmen sind bekanntlich uralt, sondern eher eine Züchtung. Die Vollkommenheit der bisherigen Gattung. Eine gewissermassen kompromisslose Friedenspalme.

Danach sehnt sich doch die ganze Welt, sagte ich mir. Un-

Schwester Regula am Leben, während die 4 andern alle in frühesten Jugend dahinstarben.

Früh setzte bei Gottfried Keller das kindliche Grübeln über Gott ein. Unter der Antwort der Mutter: «Gott ist ein Geist», konnte sich der kleine Gottfried nichts denken, er meinte der in der untergehenden Sonne blitzende Hahn auf dem spitzen Dachreiter der Predigerkirche, später ein bunter Tiger in einem Bilderbuche sei Gott.

«Allmählich», erzählt Keller im Grünen Heinrich, «mischte sich zwar nicht ein klares Bild, aber ein edlerer Begriff in meine Gedanken. Ich betete mein Unservater, dessen Einleitung und Abrundung mir das Einprägen leicht und das Wiederholen zu einer angenehmen Uebung gemacht hatte, mit grosser Meisterschaft und vielen Variationen... Aus diesem Gebete hatte sich eine Ahnung in mir niedergeschlagen, dass Gott ein Wesen sein müsse, mit welchem sich allenfalls ein vernünftiges Wort sprechen liesse. So lebte ich in einem unschuldig vergnüglichen Verhältnisse mit dem höchsten Wesen... und liess Gott einen guten Mann sein.»

Mit sechs Jahren kam Gottfried als Schüler in die Armenschule zum Brunnenturm, wo er gleich am ersten Tage mit dem Lehrer zusammenstieß. Auf der Wandtafel waren grosse Buchstaben hingeschrieben, die die Kinder benennen sollten. Ein merkwürdiger Beginn des Unterrichts, wie mir scheint. Gottfried sollte das grosse P benennen. Er erklärte mit Entscheidlichkeit den Buchstaben für den Pumpernickel, ein Wort, das er kurz vorher gehört, ohne seinen Sinn zu kennen. Er erhielt Prügel, die er aber stumm ertrug, was ihm wieder als Verstocktheit angekreidet wurde. Er litt unter dieser Misshandlung und, statt in ein Geheul auszubrechen, rief er flehentlich in seiner Angst: «Sondern erlöse uns vor dem Bösen» und hatte dabei Gott vor Augen, von dem man ihm oft gesagt hatte, dass er den Bedrängten ein hilfreicher Vater sei.

Am Nachmittag dieses selben ersten Schultages ereignete es sich, dass der Schulmeister sich im Gesicht verletzte, als er den Kopf durch die Oeffnung in der Türe strecken wollte, um wegen eines Geräusches missbilligende Blicke in die Schulstube zu werfen. Die Oeffnung in der Türe war bisher leer gewesen, aber über Mittag war eine neue Scheibe eingesetzt worden, die der Lehrer beim Hereinsticken des Kopfes zerbrach. «Die erste Bewegung», heisst es im Grünen Heinrich, «war ein Aufjauchzen der herzlichsten Freude und erst als ich sah, dass er übel zugerichtet war und blutete, da wurde ich betreten und es ward mir klar in meiner Seele und ich verstand die Worte: Und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsren Schuldigern. So hatte ich gelernt,

auf ihre Zuverlässigkeit erproben. Sie begreifen: So ganz aufs Geratewohl können wir... nicht wahr?»

Ich begriff. Es hiess, ich möge in fünf Tagen wiederkommen. Inzwischen hätte man die Sache den massgebenden Instanzen vorgelegt.

Fünf Tage später kam ich wieder. Mit geschwellter Brust. Der leutselige Mann hielt mir einen Check auf eine Riesensumme unter die Nase: «Wir kaufen Ihnen Ihre Erfindung ab. Schlagen Sie ein.»

Der hohe Betrag hätte mich stutzig machen müssen, auch wenn mir nicht gleich Stempel und Unterschrift aufgefallen wären.

«Vereinigte Rüstungsindustrie G. m. b. H.», stand darauf zu lesen.

Verzeihung», wandte ich ein, «ich muss hier an die falsche Adresse geraten sein. Selbstverständlich hat meine Friedenspalme nichts mit...»

«Im Gegenteil», beharrte er, «Ihre Palme ist für unsere Firma von unschätzbarem Wert.»

Ich schaute ihn mit dem dümmsten Gesicht an, dessen ich fähig bin.

«Jawohl», fuhr er unabirrt fort, «Ihre Palme bedeutet eine Erfindung, auf die wir geradezu gewartet haben.»

«Ich sähe nicht ein, für welchen Zweck...»

«Ganz einfach», erklärte der leutselige, ältere Herr, «Ihre Friedenspalme, oder wie Sie sie zu nennen belieben, wird uns unschätzbare Dienste leisten beim Reinigen von Torpedoröhren!»

zwar, nicht was ein Pumpernickel sei, wohl aber, dass man in der Not einen Gott anrufen müsse, dass derselbe gerecht sei und uns zu gleicher Zeit lehre, keinen Hass und keine Rache in uns zu tragen.

«Im Verlaufe des ersten Schuljahres fand sich häufige Gelegenheit, meinen Verkehr mit Gott zu erweitern... In jeder übeln Lage rief ich Gott an und betete... um eine günstige Entscheidung, um Rettung aus der Gefahr und ich muss zu meiner Schande gestehen, dass ich immer entweder das Unmögliche oder das Ungerechte verlangte. Oft wurden meine Sünden übersehen; alsdann liess ich es nicht an herzlichen Dankgebeten aus dem Stegref fehlen...»

«Eines Tages wurde ich zur Strafe über die Mittagszeit in der Schule zurückbehalten und eingeschlossen, sodass ich, erst auf den Abend zu essen bekam. Das war das erste Mal, wo ich den Hunger kennen und zugleich die Ermahnungen meiner Mutter verstehen lernte, welche mir Gott vorzüglich als den Erhalter und Ernährer jeglicher Kreatur anpries und als den Schöpfer unseres schmackhaften Hausbrotes darstellte, der Bitte gemäss: Gib uns heute unser täglich Brot!...»

«Nun geschah es aber, dass in dem Masse, als ich ihn deutlicher erfasste und sein Wesen mir unentbehrlicher und erspriesslicher wurde, mein Umgang mit Gott sich verschämt zu verschleieren begann und als meine Gebete einen gewissen Sinn erhielten, mich eine wachsende Scham beschlich, sie laut herzusagen... Meine Mutter war — schlechthin gottesfürchtig. Ihr Gott war nicht der Befriediger und Erfüller einer Menge dunkler und drangvoller Herzensbedürfnisse, sondern klar und einfach der vorsorgende und erhaltende Vater, die Vorsehung. Ihr gewöhnliches Wort war: Wer Gott vergisst, den vergisst er auch. Von der inbrünstigen Gottesliebe dagegen, hörte ich sie nie reden. Desto eifriger aber hielt sie darauf, dass Gott der Ernährer und Beschützer mir immer vor Augen sei, und sie legte mit andauernder Sorge den Grund zu einem lebendigen Gottvertrauen in mich.»

In diesem rührenden Bestreben und auf das Zureden einer nichtsnutzigen Heuchlerin wollte die Mutter eines Sonntags das Tischgebet einführen. Gottfried weigerte sich beharrlich, das Gebet laut zu sprechen, was zu einer betrüblichen Spannung zwischen Mutter und Sohn führte, die die kluge Mutter aber auch unter Verzicht auf das Tischgebet wieder behob.

(Fortsetzung folgt.)

Möge der Segen des Himmels — —.

Korr. aus Basel. — Dem Programm und kleinen Berater für die Ausstellung «Us aigenem Bode» ist ein kurz gefasstes Begleitwort beigegeben, welches das Interesse der baselstädtischen Bevölkerung wachruft und zur Mitarbeit aller Stände und Klassen in Stadt und Land für den Mehranbau auffordert.

Das letzte Alinea dieses Begleitwortes beginnt mit den Worten: «Möge der Segen des Himmels den begeisterten Willen unseres Volkes lohnen, denn usw.» Als wir das lasen, hielten wir inne und fragten uns, wie es wohl gekommen sei, dass in der Auslassung einer Zivilbehörde eine übernatürliche Segenkraft herabgefleht werde in einem Kanton, wo Staat und Kirche getrennt sind. Bisher pflegte die Kirche über einen Himmel des Langen und Breiten zu schwatzen. Wir können uns dieses Wortgeklängel einer staatlichen Behörde nicht anders erklären, als aus dem begreiflichen Bestreben, durch einen pathetischen Schlussatz dem ganzen Appell Relief zu geben. Dieser Schlussatz ist aber eine leere Phrase.

In den streng sachlichen Aufruf einer Behörde gehören keine inhaltlosen Phrasen. Müssen wir aber die Worte als Ausdruck einer Glaubenssache des Verfassers des Begleitwortes betrachten, dann gehören sie erst recht nicht in den Text einer amtlichen Verlautbarung. Heute in einer lehördlichen Vernehmlassung von einer übernatürlichen Kraft zu reden, die angeblich entscheidend ist für das Wachstum von Pflanzen und Tieren, ist unverständlich. Nicht einmal die sehr wichtige Witterung ist durch einen vom Himmel herab erfliehen oder vermeintlich erteilten Segen beeinflusst. In